Kriminalgeschichten.

Die Verbrechergeschichte im ersten Bande der Feierabende hat bei vielen Lesern eine günstige Aufnahme gefunden. Dieß war der Bewegungsgrund, hier wieder einige Kriminalfälle treu und schlicht zu erzählen. Die letztere Eigenschaft hat zwar einen Rezensenten veranlaßt, jenen Geschichtsvortrag der Trockenheit zu beschuldigen; dieß stört aber den Verfasser nicht in seiner Ueberzeugung, daß Begebenheiten dieser Art schmucklos und einfach dargestellt werden müssen. Die Blumen der Dichtung und des Styls (die allenfalls wohl aufzutreiben wären) stünden hier am unrechten Orte. Was an romantischer Anmuth abgeht, wird durch Wahrheit ersetzt.

1.

Franz Laubler, der Sohn eines Fleischers in der Gegend von Augsburg, erlernte das Handwerk seines Vaters, ward in der Folge kaiserlicher Soldat, verließ aber meineidig die Fahnen zweier Regimenter, ging nach Wien und diente dort als Heiduck. Ein Jahr nachher verfiel er in Tiefsinn, forderte von seinem Herrn den Abschied, und wallfahrtete nach Rom. Dann trat er unter den Truppen des Großherzogs von Toscana wieder in Dienste,

entwich aber auch dort heimlich und treulos, und wanderte nach Dresden.

Hier ließ er sich, unter dem Vorwand, daß er von der katholischen Religion zur lutherischen übertreten wolle, von dem Diaconus, Magister Hahn, unterrichten. Uebrigens trieb er sich ohne bestimmte Geschäfte herum. Endlich drängten ihn Mangel und Noth in die Montur der Garde zu Pferde. Er stand damals in dem Alter von zweiunddreißig Jahren.

Im Dienst war er verdrießlich und träge, im Umgange mit Kameraden stolz und aufbrausend, gegen Ober- und Unterofficire geschmeidig nnd kriechend.

In den verschiedenen Quartieren, die ihm von Zeit zu Zeit angewiesen wurden, betrug er sich still, pedantisch-ernsthaft, überklug und prahlend. Er verlangte von den Wirthsleuten viel Ehrerbietung, und nahm oft den unschuldigsten Scherz, als eine Beleidigung, übel.

Er drängte sich gern zu Geistlichen, leitete gemeiniglich das Gespräch auf die Religion und äußerte darüber sonderbare, schwankende Meinungen. Doch bemerkte man niemals eine Spur der Gemüthskrankheit, die ihn vorher in Wien befiel, und ihn auch endlich ohne Zweifel zum Mörder machte.

Er hatte schon gegen vier Jahre gedient, als man erst eine auffallende Veränderung seines ganzen Wesens wahrnahm.

Dieß geschah in der Mitte des Maimonats 1726. Da meldete sein Wirth: Laubler spreche bisweilen ganz irre und benehme sich überhaupt wie ein Wahnsinniger.

Hierauf ward ein Unterofficier zu ihm geschickt. Dieser fragte: was ihm fehle und wie man ihm helfen könne? „Mir kann kein Mensch helfen!“ antwortete Laubler „Ich

hab' ein Kreuz auf dem Herzen, und verlange nichts, als meinen Abschied." —

Man hielt nun für rathsam, ihn von dem Dorfe, wo er im Quartier lag, nach Dresden zu beordern. Hier entwickelte sich seine Verrücktheit von Tage zu Tage mehr. Besonders war sie in seinem rastlosen Geschwätz über Gegenstände der Religion, das eine Kette von Widersprüchen bildete, nicht zu verkennen. Er schimpfte die Katholiken, weil sie an Heilige glaubten; und in demselben Augenblick rief er: „Ihr lutherischen Ketzer seyd alle verdammt!" — Mitunter war er auch heiter und lustig. Einst sang und sprang er wie ein fröhliches Kind eine lange Weile die Stube auf und nieder, und sagte dann zu den Anwesenden mit feierlichem Ernst: „Jetzt hat ein Apostel getanzt." —

Unter diesen Umständen ward seine Verabschiedung beschlossen, und beruhte nur noch auf der Unterschrift des abwesenden Regimentschefs.

Indessen geschahen wiederholte Meldungen, daß sich Laublers Gemüthszustand verschlimmere. Am Morgen des einundzwanzigsten Mai ging deßhalb der Adjutant zu ihm. Laubler empfing ihn sehr höflich, und gab auf die Frage: wohin er nun wolle? zur Antwort: „Ich geh' in die weite Welt. Da gibt es viele arme Sünder, die ich erlösen muß." — Dann fing er an, die Lutheraner zu schelten und zu beschuldigen: Sie hätten ihn verführt und ihm seine Kirche versperrt, daß er nicht mehr habe hineingehen können. „Schweigt!" fiel ihm der Adjutant ins Wort: „könnt ihr Jemand nennen, der euch gezwungen oder überredet hat, evangelisch zu werden?" — „Das hat Gott gethan!" antwortete Laubler: „Er hat mich euch Ketzern vorgestellt, um euch zu zeigen, daß ihr falsch seyd!" —

Der Adjutant brach das Gespräch ab und verließ den sinnlosen Schwätzer.

Einige Stunden nachher ging Laubler mit Mordgedanken aus seiner Wohnung. Er kaufte sich auf dem Markte ein großes Schlachtmesser und starke Stricke, von denen er vorgab, daß er sie zur Bändigung eines wilden, schwarzen Hengstes brauchen wolle. Dann ließ er sich (nach einer selbst entworfenen Zeichnung) drei lange Nägel schmieden. „Ich bin ein frommer Soldat," sprach er mit heiliger Miene: „und will mich bei diesen Nägeln der Kreuzigung meines Heilandes erinnern." —

Mit diesen Werkzeugen begab er sich ins Haus seines vormaligen Lehrers, des Diaconus Hahns, und verlangte denselben zu sprechen. Der Prediger saß eben bei dem Mittagsessen, und ließ ihn deßhalb bitten, zu einer bequemern Zeit wieder zu kommen. Jener bestand aber auf einer kurzen Unterredung, weil er im Begriff sey, aus Dresden zu reisen. Der Diaconus ging endlich zu ihm hinaus und fand ihn auf dem Vorplatz bei der Treppe.

Laubler fing sogleich (nach seiner gerichtlichen Aussage) ein Gespräch über die Religion an, und forderte von dem Prediger die Auflösung verschiedener Zweifel. Nachdem sie einige Minuten darüber gesprochen hatten, zog der Soldat einen Strick aus der Tasche, warf ihn dem Geistlichen um den Leib und rief dazu aus: „Jetzt fang' ich dich, du falscher Engel des Lichts!" — Er wollte, wie er nachher vorgab, den Prediger an sich binden, um so mit ihm auszumachen, wer von ihnen die beste Religion habe. Jener wehrte sich und schrie nach Hülfe. Da stieß ihm Laubler das Schlachtmesser in die Brust. Der Verwundete wollte fliehen, erhielt aber von dem Mörder noch zwei

Stiche in den Rücken, und sank sterbend auf der Treppe nieder.

Unaufgehalten entsprang der Thäter und eilte stracks ins königliche Schloß, wo er sich der Wache von der reitenden Garde als Gefangener selbst überlieferte.

Das Gerücht von dieser Begebenheit hatte sich indessen wie ein Lauffeuer durch die Stadt verbreitet. Aus allen Gassen strömte das Volk nach der Wohnung des Entleibten, und forderte laut und stürmisch die Verhaftung des Mörders.

Daß der Verbrecher ein Katholik * und sein Schlachtopfer ein lutherischer Geistlicher war: — dieser Umstand verdoppelte das Entsetzen, und ward von boshaften Aufwieglern begierig ergriffen, um die Flamme des Religionshasses anzufachen. Der aufgereizte Pöbel wüthete durch die Straßen, mißhandelte grausam alle Katholiken, die ihm in den Weg kamen, und verwüstete ihre Wohnungen. Man mußte die unschuldig Verfolgten theils durch Wachen in ihren Häusern schützen, theils an feste Sicherheitsorte bringen. Dieser grundlose Aufruhr setzte mehrere Tage lang die Stadt in Furcht und Schrecken. Die Garnison war zu schwach, ihn zu dämpfen. Doch sechs Regimenter, die in Eilmärschen aus der Provinz anrückten, stellten endlich die Ruhe wieder her.

Um den tollen Haufen zu beruhigen und ihm jede Besorgniß eines parteilichen Verfahrens zu benehmen, ward der Verbrecher noch am Tage des Mords von dem Regimentsgerichte der Stadtobrigkeit übergeben.

Bei der Ankunft am Rathhause sprach er: „Mein Herz ist nun leicht, da Gott mich gestärkt hat, einen Satan zu

* Laubler hatte sich zur evangelischen Religion niemals öffentlich bekannt.

erlegen. Mit Freuden trag' ich diese Ketten; denn der Knecht ist nicht besser, als sein Herr. Christus hat gelitten; darum will ich auch leiden. Der heilige Laurentius wurde gebraten; ich will mich auch braten lassen." —

Bei keinem Verhör ließ er einen Schatten von Reue blicken. Er behauptete vielmehr keck, daß er ein gutes Werk gethan habe; denn Hahn sey kein rechter Hirt, sondern ein Lästerer der katholischen Religion gewesen, ohne den Vorzug der evangelischen beweisen zu können.

Um diesen Punkt drehte sich das ganze Gewirre seiner Aussagen. Befragte man ihn über die Bewegungsgründe seiner That, so war er frech genug, sich auf einen göttlichen Befehl zu berufen. Als man ihm dagegen das Verbot des Menschenmordes einwandte, erwiederte er: „Gott hat dieses Gesetz zwar gegeben; er pflegt es aber bisweilen durch seine gehorsamen Knechte — deren ich einer bin — wieder aufzuheben." —

Uebrigens läugnete er standhaft, daß ihn irgend ein Mensch zum Mord verleitet oder gedungen habe. Dieser Verdacht des gemeinen Haufens fand sich auch nach angestellter genauen Untersuchung ganz ungegründet.

Alle Umstände dieser Begebenheit setzen wohl außer Zweifel, daß der Verstand des Verbrechers durch Religionsgrübeleien völlig zerrüttet war. Anders urtheilte jedoch der beeidigte Stadtarzt, der den Gemüthszustand des Inquisiten pflichtmäßig prüfte. Der ehrliche Doktor (dem Philosophie und Seelenkunde wohl unbekannte Länder seyn mochten) ließ sich von dem boshaften Fantasten zwei Stunden lang den offenbarsten Unsinn vorschwatzen, und stellte dennoch am Ende sein Gutachten dahin, daß der Gefangene bei vollkommen gesundem Verstande sey.

Er gründete dieses Urtheil vorzüglich auf das körper-

liche Wohlbefinden des Inquisiten; ein Maßstab, der zwar meistens bei dergleichen Untersuchungen von unphilosophischen Aerzten gebraucht wird, dessen Unrichtigkeit aber die tägliche Erfahrung zeigt. In jedem Tollhause findet man unglückliche Menschen, die bei vollkommen gesundem Leibe mit unheilbaren Seelenkrankheiten beladen sind.

Die Stufenfolge der Verirrungen des Sinnlosen, von dem hier die Rede ist, läßt sich nicht genau bestimmen, nur vermuthen.

Laubler war allem Ansehen nach ein eifriger Katholik, und nie ernsthaft entschlossen, sich zur evangelischen Kirche zu wenden. Er griff nur, als er sein Glück in einem protestantischen Lande versuchen wollte, zur Larve der Heuchelei. Nun mochte sein unglücklicher Lehrer etwas unvorsichtig seyn, und sich bisweilen harte Ausfälle gegen den katholischen Glauben gestatten. Dieß verschmerzte der boshafte Schüler, weil er sich vom Lutherthum goldne Berge versprach. Allein man nahm, wie billig, keine Rücksicht auf den leichtsinnigen Landstreicher, der seine Religion wie ein Kleid veränderte. Die Belohnungsträume des Gleißners gingen also nicht in Erfüllung. Darüber ergrimmt, brach er seinen Schulgang bei dem Prediger ab und kehrte reuevoll zum Glauben seiner Väter zurück.

Er hatte es aber mit beiden Religionsparteien verdorben und war nun ein verachtetes Mittelding, wie die Fledermaus in der Thierwelt. Dieser unbehagliche Zustand kränkte seinen Stolz, Gewissensbisse über die vorgehabte Religionsveränderung ängstigten sein Herz, und so entstand in seinem Innersten ein Tumult, der zuletzt seinen alten, nur seit einigen Jahren schlummernden Wahnsinn wieder erweckte.

Es bildete sich nun in seiner Seele der feste, eiserne

Gedanke, sein Anklopfen an die protestantische Kirche als das Signal seines Unglücks, und seinen vormaligen Lehrer als das Hauptwerkzeug desselben zu betrachten.

Jedes von Diesem, zum Nachtheil der katholischen Religion gesprochene Wort tönte und wiedertönte jetzt unabläßig vor den Ohren des bösartigen Schwärmers, und war ihm ein Aufruf zur Rache.

Hundert andere Bösewichter würden sie auf eine minder grausame Art genommen haben; er aber, ein Fleischer, war mit Blutgedanken vertraut. Er verfuhr auch ganz nach der Weise seiner Handwerksgenossen, die das Schlachtvieh erst binden, dann tödten; und so wuchs durch ihn die große Zahl der Mörder, die durch Fleischerarbeit den natürlichen Schauer und Abscheu vor Blut verloren hatten.

Acht Wochen nach der That ward er gerädert. Die Hinrichtung geschah nicht, wie bei andern Fällen, ausserhalb dem Thore, sondern — um wahrscheinlich dem Volke ein genugthuendes Schauspiel zu geben — in der Mitte der Stadt auf einem ungewöhnlich hohen Gerüste.

Es gehört zwar nicht zu dieser Geschichte, doch ist es merkwürdig, daß ein Sohn des Ermordeten (der als Pfarrer in Güstrow stand) beinahe das traurige Schicksal seines Vaters gehabt hätte.

Im Jahr 1761 kam ein Einwohner seines Kirchspiels zu ihm, beklagte sich, daß er in sehr bedrängten Umständen sey, und bat um ein Darlehn aus dem sogenannten Gotteskasten. Der Pfarrer entschuldigte sich, daß er ohne Bewilligung seiner Obern darüber nicht schalten könne. Dennoch drang Jener immer stärker in ihn, und gerieth endlich in eine so hoffnungslose Verzweifelung, daß er ein

Messer aus der Tasche zog und dem Prediger damit einige Stiche versetzte. Zum Glück waren sie nicht tödtlich. Der Verwundete flüchtete noch zeitig genug, und der Thäter ward verhaftet.

2.

Es gibt wohl kaum einen peinlichern Zustand, als immer Menschen um sich zu haben, die ihren Verdruß und Unwillen bei der geringsten Gelegenheit durch hartnäckige Stummheit bezeigen. Diese häßliche Untugend des Schmollens veranlaßte vor kurzer Zeit ein schauderhaftes Verbrechen.

Ein armer Landmann, der sich als Spinner und Musikant kümmerlich nährte, hatte sich zum zweiten Mal, aber sehr unglücklich verheirathet. Der unverdiente Haß seines störrigen Weibes und der mürrische Sinn seines Schwiegervaters (der bei ihm wohnte und die Unarten der Tochter in Schutz nahm) verbitterten sein Leben. Sein einziges Kind erster Ehe, ein Knabe von drei Jahren, war ein Dorn im Auge der Stiefmutter und der unschuldige Gegenstand endloser Zwiste.

Eines Tages kam der geklagte Mann von einem benachbarten Dorfe zurück, wo er die ganze Nacht, mit Gram im Herzen, zum Tanze froher Menschen aufgespielt hatte. Sein Weib sah ihn nicht an, als er in die Stube trat; sein Gruß ward nicht erwiedert. Er fragte nach dem Knaben und erhielt keine Antwort. Die Gefühllose hatte sich um das arme Geschöpf an diesem Tage gar nicht bekümmert. Es lag noch jetzt — Vormittags um zehn Uhr — in der Bodenkammer zu Bette.

Er unterdrückte seinen Unmuth und holte den Knaben.

Als er zurückkam, fiel ihm ein Topf voll Suppe in die Augen und er fragte: ob sie für ihn bestimmt sey? Die Starrsinnige blieb stumm. Er genoß nun, ohne weiter zu zanken, mit dem Kinde die Suppe, die vorsätzlich schlecht zubereitet schien.

Mittags saß das Ehepaar in feindlicher Stille bei einem Gericht Erdäpfel. Die übrig gebliebenen schälte das Weib und schnitt sie in einen Tiegel, um sie zu einer künftigen Mahlzeit zu brauchen. Der Mann — vielleicht in der guten Absicht, dadurch einen Schritt zur Aussöhnung zu thun — schälte jetzt auch einen Erdapfel. Diesen aber schob die Frau verächtlich von sich hinweg, und schnitt ihn nicht zu den übrigen in den Tiegel. Da sprach der Arme, mehr im Ton der Wehmuth, als des Zorns: „Ist und bleibt denn alles Gift, was ich berühre?“ — Die Schmollerin würdigte ihn wieder keiner Antwort, sondern verließ den Tisch, und setzte sich vor dem Spiegel eine Haube auf, deren sie sich gewöhnlich bei Ausgängen bediente.

Er fragte: „Wohin willst du?“ und sie antwortete noch nichts. Ueber diesen Trotz endlich aufgebracht, schlug er sie mit einem Spinnrocken. Sie setzte sich zur Wehr, rang mit ihm und fiel. Er zertrümmerte nun auf ihrem Rücken einige Töpfe. Sie sprang empor und floh mit lautem Geschrei aus dem Hause.

Jetzt erwachte plötzlich in ihm, lebhafter als jemals, das volle Gefühl seines Elendes.

Fort — sprach er zu sich selbst — fort aus dieser Höhle voll Zwietracht! Die Mißhandlungen meines Weibes und Schwiegervaters sind nicht auszuhalten. Sie treiben mich in die weite Welt. Aber ach! mein Kind, was wird aus dir? — Soll ich dich in den Händen deiner Feinde las-

sen? — Nein, lieber wollt' ich dich vor meinen Augen sterben sehen. Ja, der Tod — der Tod ist eine Wohlthat für dich! —

Von einer unsichtbaren Gewalt (wie er nachher selbst sagte) zur Thür hinaus und an den Ort gedrängt, wo eine kleine hölzerne Keule lag, ergriff er sie hastig und schlug damit aus allen Kräften das Kind vor die Brust. Es stürzte, zuckte und stöhnte nach seinem Bette. Ihn reute jetzt die schreckliche That. Das wimmernde Kind zu seinen Füßen versuchte wieder aufzustehen. Er aber — in dem verzweiflungsvollen Gedanken, daß es nun doch nicht mehr zu retten sey — gab ihm einen zweiten Schlag vor den Kopf. Dann nahm er es, weil es durch Winseln und Zuckungen immer noch Leben verrieth, unter den Arm, trug es in diesem fortdauernden Zustande die Treppe hinauf, warf ihm einen Strick um den Hals und hängte es an einen Nagel.

Ohne sich nun weiter umzusehen, eilt' er in die Wohnstube zurück, zerschlug die Fenster wie ein Rasender und entfloh aus dem Dorfe. Doch schon unter dem Thore der nächsten Stadt ward er ergriffen und nach vollendeter Untersuchung mit dem Tode bestraft.

3.

Dem Trunkenbold stehen alle Pforten des Verderbens offen. Er taumelt vielleicht Jahre lang vorüber; aber endlich kommt eine unglückliche Minute, und er stürzt blindlings da oder dort hinein.

Johanne Eleonore Reineckin lebte mit ihrem Gatten in der unfriedlichsten Ehe. Sie hatte gutmüthig ihr ge-

ringes, in herrschaftlichen Diensten zusammengespartes Vermögen aufgeopfert, um seinen Abschied von der churfächsischen reitenden Garde zu bewirken, ihm das Bürgerrecht in Dresden zu verschaffen und daselbst ein Kaffeehaus anzulegen. Er aber war undankbar, nahm sich der Wirthschaft nicht an, sondern verschwendete durch unmäßigen Trunk, was sein Weib erwarb.

Nach und nach ergab sich die Reineckin selbst der Völlerei. Beide zankten und plagten sich nun fast täglich im Rausch. Der gewöhnliche Anfang ihrer Zwiste war, daß er in einem rauhen, gebieterischen Tone Geld zum Trinken forderte und sie es ihm mit spöttischen Worten versagte. Dann drang er mit allerlei Mordwaffen, die ihm gerade zur Hand waren, so wild und toll auf sie ein, daß sie mehrmals vor Schrecken die fallende Sucht bekam.

Eines Abends kam er in ungewöhnlicher Wuth vom Weinhause zurück, ergriff ein Messer und stürzte damit auf sie los. Sie entfloh. Er warf ihr das Messer nach. Es traf sie aber nicht, sondern bohrte sich in die Thür, die sie geschwind hinter sich zugeschlagen hatte.

Weniger glücklich entkam sie in einem ähnlichen Falle. Der Messerwurf traf ihren rechten Arm, durchschnitt halb die Pulsader, und die Verwundete gerieth in Lebensgefahr. Nun ward dem Wütherich bange. Um ihn zu trösten, versprach sie, seine Schuld an ihrem wahrscheinlichen Tode keinem Menschen zu entdecken.

Oft faßte sie den klugen Vorsatz, sich von diesem Unhold zu trennen. Doch das leicht versöhnliche Weib ließ sich immer wieder durch ein freundliches Wort zum Nichtgebrauch der schon fertigen Scheidungsklage bewegen.

Unter solchen mannigfaltigen und vieljährigen Vorbereitungen erschien endlich der Tag, der vom Verhängniß

bestimmt war, diesen häuslichen Kämpfen ein blutiges Ziel zu setzen.

Am 29. November 1762 befanden sich auf dem Reineckischen Kaffeehause bis nach Mitternacht verschiedene Gäste, mit denen beide Wirthsleute in Eintracht und guter Stimmung Bier und Wein durch einander zechten. Die Reineckin ward sehr betrunken, tummelte sich in wilder Fröhlichkeit herum, ging die ganze Nacht nicht zu Bette, und unterließ also, ihre zerstreuten Sinne durch den Schlaf wieder in Ordnung zu bringen. Ihr Mann, dessen festerer Körper mehr vertragen konnte, war völlig nüchtern geblieben und schlafen gegangen.

Am folgenden Tage, früh gegen fünf Uhr, trat er in die Billardsstube, wo seine Frau immer noch im Taumel der Trunkenheit auf einem Stuhle saß.

„Nun?“ fuhr er sie mit Beifügung eines pöbelhaften Schimpfwortes an: „Willst du noch nicht zu Bette gehn?“ — Sie antwortete schnöde, und er schlug sie mit einem Billardstocke. Die Magd eilte herbei, drängte die Reineckin, um dem Streit ein Ende zu machen, zur Thür hinaus und führte sie in ein anderes, eine Treppe höher gelegenes Zimmer.

In der eilften Vormittagsstunde (nachdem indessen Mann und Frau Branntwein zu sich genommen hatten und der Letztern Trunkenheit zu einem sehr hohen Grad gestiegen war) rief die Magd die Reineckin herunter, weil sie etwas im Hauswesen von ihr bedurfte.

In einem engen Stübchen neben der Küche befand sich Reinecke, der sogleich, als er seine Frau erblickte, den Zank mit ihr erneute. Er forderte nach seiner gewöhnlichen Art den Schlüssel zum Geldschranke. Sie gab ihm dafür spitze Worte. Er rächte sich durch einen Schlag

mit der Ofengabel. Dann griff er zur Feuerzange und prügelte das Weib so heftig damit, daß die Zange sich krumm bog. Die Magd sprang herzu, entwand ihm die Zange und nahm sie mit sich in die Küche. Sie ließ nun die Streitenden allein und bekümmerte sich nicht, was weiter zwischen ihnen vorging.

Nach einigen Minuten stürzte die Reineckin aus dem Stübchen durch die Küche die Treppe hinauf. Ungefähr zwei Minuten nachher kam Reinecke in die Küche und verlangte von der Magd in einem ziemlich ruhigen Tone: daß sie ein Messer, welches in seinem Rücken unter der Schulter steckte, herausziehen solle. — „Meine Frau hat mich gestochen!“ sprach er, und es waren seine letzten Worte; denn kaum hatte die Magd das Messer aus der Wunde gezogen und ihn in die Stube zurückgeführt, so starb er unter den Händen des herbeigerufenen Wundarztes.

Jetzt kam die Reineckin aus dem zweiten Stockwerk herunter und nahm mit lachender Miene Geld aus dem Schranke. Sie sah die Magd weinen und sagte keck: „Was weinst du? Es ist gut, daß er todt ist, er hat mich lange genug gekränkt.“ Sie ging alsdann in die Billardstube und scherzte mit einigen darin spielenden Gästen.

Als sie hierauf in Verhaft genommen ward, taumelte sie trunken, und Jeder, der sich ihr nahte, bemerkte die Dünste des von ihr im Ueberfluß genossenen Branntweins.

Bei der Ankunft am Rathhause forderte sie ein Glas Wasser und sprach: „Ist er todt, so ist er todt. Ich will meine Wirthschaft übergeben.“ —

Nach Verfluß einer Stunde wollte man sie verhören; allein man mußte davon abstehen. Sie war noch so wenig nüchtern, daß alle ihre Antworten widersprechend und

undeutlich ausfielen. Doch gestand sie schon in der Hauptsache, daß sie ein Messer nach ihrem Manne geworfen habe.

Bei dieser Aussage blieb sie am folgenden Tage und in allen übrigen Verhören. Immer läugnete sie, dem Entleibten das Messer in den Rücken gestoßen zu haben. „Durch Mißhandlungen in Wuth gesetzt," sagte sie, „warf ich es nach ihm, und weiß nicht einmal, ob es ihn getroffen hat; denn ich lief schnell aus der Stube, weil ich befürchtete, daß er mich mit der Holzart, die unter dem Ofen lag, verfolgen würde." —

Bei der Besichtigung des todten Körpers fand sich eine zwei Zoll tiefe Wunde, die der flüchtige Wurf aus der Hand eines Weibes wohl kaum bewirken konnte.

Es wahr vielmehr wahrscheinlich, daß Reinecke während der Zeit, als er allein war, selbst an dem Messer, um es herauszuziehen, gearbeitet, und es vielleicht, hastig und ungeschickt, noch tiefer hineingedrückt hatte. Eben so leicht konnte dieß durch Schwanken und Taumeln zwischen engen Wänden oder durch irgend einen andern unglücklichen Zufall geschehen seyn; denn ein fester, bewungsloser Stand von dem Moment des Wurfs bis zum Gang in die Küche läßt sich bei einem berauschten und verwundeten Manne nicht denken.

Die Menschlichkeit konnte daher wohl fordern, die Vermuthung gelten zu lassen, daß die anfangs nur leichte Verwundung erst in der Folge, ohne Mitwirken der Verbrecherin, tödtlich geworden sey; allein die Unglückliche mußte dennoch nach der Strenge des Rechts mit dem Leben büßen.

Zur Erheiterung folge hier eine kurze Anekdote, die man als einen Beitrag zu Herrn Wagners Erzählungen von Gespenstern aus dem Reiche der Wahrheit betrachten kann.

Ungefähr acht oder zehn Jahre nach jener Begebenheit sah sich ein Officier, der eben erst in Dresden angekommen war, nach einer Wohnung um. Er fand das zweite Stockwerk eines Hauses (am sogenannten Jüdenhofe) zum Vermiethen ausgeboten, konnte aber mit der Besitzerin über den Preis nicht einig werden, und der Handel zerschlug sich.

Nach einigen Tagen kam die Wirthin von selbst und erklärte, daß sie mit dem erbotenen Miethzins zufrieden seyn wolle; allein der Officier wies sie nun ab. Sie trug ihm hierauf die Zimmer um einen noch geringern Preis an. Er bezeigte sein Befremden darüber und fragte nach der Ursache. „Ich muß Ihnen nur gestehen," sprach die Frau, „daß dieses Quartier ein wenig verrufen ist. Die Reineckin — von der Sie wohl werden gehört haben? — hat ihren Mann darin ermordet, und nun glauben einfältige Leute, daß dessen Geist im Hause rumore. Aus dieser thörichten Furcht hat mir eine Familie, die schon förmlich eingemiethet hatte, wieder aufgesagt; aber Sie, Herr Lieutenant, werden sich gewiß durch diese Possen nicht abschrecken lassen."

Das war denn auch bei ihm der Fall. Er bezog die berüchtigte Wohnung und bemerkte nicht die geringste Spur eines Poltergeistes.

Doch aufgeschoben ist nicht aufgehoben.

Der Officier ging einsmals gegen Mitternacht heim, warf einen Blick hinauf nach seinem Quartier und erstaunte nicht wenig, am Fenster des Erkers eine weiße

Gestalt zu erblicken, die sich wiederholt herausbeugte und ihn zu begrüßen schien.

Er stand still. Die Gestalt bückte sich immer. Er ging langsam näher, und das unbegreifliche Wesen fuhr in seiner Höflichkeit fort. Er öffnete nun mit einem leisen Schauer die Hausthür, eilte die Treppe hinan und fragte seinen in der Hinterstube wohnenden Bedienten, ob sich Jemand in den vordern Zimmern befinde? Der Bediente hielt dieß für unmöglich, weil er sie fest verschlossen habe und der Schlüssel nicht aus seinen Händen gekommen sey.

Der Herr und der Diener gingen nun rasch ins Erkerzimmer und ertappten glücklich den kecken, nicht von seiner Stelle weichenden Geist. Wer war er? Ein Paar vom Bedienten gewaschene, und am offenen, luftigen Fenster zum Trocknen aufgehangene Handschuhe.

4.

Ein junger Edelmann, der (nach der Erzählung eines englischen Journals) in der Grafschaft Warwick eine Reise zu Pferde machte, sah sich unvermuthet mitten in einem Walde von seinem gewöhnlichen Begleiter, einem großen Hetzhunde, verlassen. Er rief diesen treuen Gefährten lange vergebens, und ritt endlich unter Locken und Rufen eine halbe Meile zurück. Jetzt antwortete ihm aus der Tiefe des Waldes ein klägliches Geheul, das er für die Stimme seines Hundes erkannte. Er pfiff und rief; das Thier kam aber nicht, sondern winselte stärker.

Der Edelmann folgte diesem Ton in ein dunkles Gebüsch. Hier ergriff ihn Entsetzen bei dem schauervollen Anblick eines ermordeten Mädchens. Der Hund lag ne-

ben dem Leichnam und beleckte dessen bleiches Gesicht. Die Unglückliche war durch Messerstiche getödtet.

Als sich der Reisende überzeugt hatte, daß keine Hülfe hier möglich sey, bestieg er wieder sein Pferd, um diese Begebenheit im nächsten Orte zu melden.

Aber kaum befand er sich auf der Heerstraße, da rannte sein Hund, der ihm bis dahin willig gefolgt war, plötzlich und unaufhaltsam in den Wald zurück. Nach einigen Minuten schrie darin ein Mensch, wie unter Mörderhänden, um Hülfe. Der Edelmann drängte sich in das Dickicht, aus dem der Angstruf erschallte. Hier stand der Hund mit fletschenden Zähnen über einem anständig gekleideten Mann, der blutend auf der Erde lag.

Der Hund war so ergrimmt, daß er sich nicht abrufen ließ. Er zeigte bloß durch freundliche Bewegung des Schweifes, daß er die Stimme seines Herrn kenne; doch wich er keinen Schritt und fuhr unabläßig fort, nach der Kehle des Unbekannten zu schnappen, der sich dagegen mit zerfleischten Armen und Händen zu schützen suchte. Erst mit vieler Mühe gelang es dem Herrn des Hundes, ihn durch Liebkosungen zu besänftigen.

Dieses Thier war sonst gegen alle Menschen sanft und friedlich. Daß es den Fremden so grausam behandelte, fiel dem Reisenden auf und erregte in ihm Vermuthungen, die er aber nicht äußerte. Er tröstete vielmehr den verdächtigen Mann, verband seine Wunden und lud ihn ein, mit ins nächste Dorf zu gehen, wo seine Heilung besorgt werden solle.

Um sich des Menschen, dessen scheuer Blick ein böses Gewissen verrieth, zu versichern, warnte er ihn ernstlich, an seiner Seite zu bleiben; denn er könne bei der geringsten Entfernung nicht dafür stehen, daß ihn der Hund

auf der Stelle zerrisse Diese Drohung bewirkte, daß der Fremde geduldig mitging. Seinen Fußstapfen folgte der Hund und ließ ihn nicht aus den Augen.

Im Wirthshause übergab der Reisende durch einen stillen Wink den Fremdling der Wache des Hundes und ging dann fort, unter dem Vorwand, einen Wundarzt zu rufen. Nach kurzer Zeit aber erschien er mit einem Polizeikommissär und dessen bewaffneten Dienern.

Der Kommissär und der Verwundete starrten einander an, und Jener sagte zum Reisenden: „Sie scherzen wohl, mein Herr, indem Sie diesen wackern Mann als einen Verbrecher zu verhaften begehren? Ich bürge für seine Unschuld. Er ist mein Nachbar und Freund."

„Und wär' er Ihr Bruder (fiel der Edelmann ein), so klage ich ihn dennoch des Mordes an, der im nächsten Walde begangen wurde. Weigern Sie sich also nicht länger, ihn gefangen zu nehmen, sonst sind Sie sein Mitschuldiger!" —

Man denke sich bei diesem Wortwechsel die Empfindungen des Menschen, der ihn verursachte. Er schwankte zwischen Hoffnung und Furcht, zwischen Leben und Tod. Lange stritt man über sein Schicksal, bis endlich der Hund entschied.

Dieser beschnüffelte nämlich ohne Unterlaß eine der Rocktaschen des Verwundeten, der sich zu Bette gelegt und sein Kleid über einen Stuhl gehangen hatte. Der Reisende, dadurch aufmerksam gemacht, griff schnell in diese Tasche und zog ein blutiges Schnupftuch heraus. Der Kommissär schauderte, ward todtenbleich und rief aus: „O Gott, das Schnupftuch meiner Tochter! Bösewicht, treuloser Bösewicht, du hast sie ermordet!" — Der Verbrecher gestand es. Er hatte Abends vorher im Hause

des Kommissärs gehört, daß dessen Tochter mit Anbruch des Tages über Land gehen und fünfzig Guineen zu einem Gläubiger tragen würde. Gierig nach diesem Golde, war er dem Mädchen nachgeschlichen, und hatte das wehrlose Kind — die Tochter seines vertrautesten Freundes — beraubt und gemordet.

Diese Geschichte begab sich im Jahr 1750. Der Missethäter ward in London mit dem Tode bestraft.

5.

Ein reisender Handwerksgesell ward auf einer Waldstraße von Räubern überfallen. Sie plünderten ihn rein aus, und ließen ihm dann die schreckliche Wahl zwischen einem augenblicklichen Tode oder dem Beitritt zu ihrer Rotte. Sein Abscheu gegen diese Vereinigung war groß, doch größer noch die Liebe zum Leben. Er willigte daher in die Kameradschaft der Räuber, weil er dieser furchtbaren Horde bald und mit schuldlosen Händen zu entrinnen hoffte.

Sie mochten aber seine Gedanken entweder errathen, oder war es überhaupt bei ihnen Sitte, jeden neuen Bundesgenossen durch den Zwang zu einem Verbrechen an sich zu fesseln; kurz, sie erklärten dem armen Burschen, daß er zum Probestück und Unterpfand seiner Treue den ersten vorübergehenden Menschen ermorden müsse.

Unglücklicher Weise kam in derselben Minute ein junges, wohlgekleidetes Mädchen die Straße herab. „Stich sie nieder!“ riefen die alten Bösewichter, und drückten dem zitternden Neuling ein großes Schlachtmesser in die Hand. Er bat mit Thränen um Verschonung. Sie zogen aber ihre Säbel, schwangen sie unter den fürchterlichsten To-

desbedrohungen um seinen Kopf, und trieben ihn so aus dem Dickicht, wo sie sich gelagert hatten, auf den Weg hinaus. „Feige Memme!“ schimpften sie ihm nach: „Merke dir die letzten Worte der Dirne, und komme nicht, wenn dir dein Leben lieb ist, ohne ihren Kopf zurück!“ —

In halb sinnloser Verzweiflung stieß der unglückliche Jüngling der Armen das Mordmesser ins Herz. Sie verschied zu seinen Füßen. Ihr letztes Stammeln waren größten Theils unvernehmliche Töne. Der Mörder verstand blos die abgebrochenen Worte: „Heut — über — zwanzig Jahr.“ — Was die Unglückliche damit meinte, läßt sich nicht bestimmen. Sie bejammerte vielleicht, daß sie in ihrer frühen Jugend, noch nicht über zwanzig Jahr alt, eines so schrecklichen Todes sterben müsse. Vielleicht sagte sie aber auch keine Sylbe von dem, was der betäubte Verbrecher, den das Bewußtseyn einer Blutschuld beinahe wahnsinnig machte, zu hören glaubte.

Er kam, wie ihm befohlen war, mit dem abgeschnittenen Kopfe der Ermordeten ins Lager der Bande zurück. Auf Befragen: was ihm die Sterbende noch vertraut habe? erzählt' er jene Worte, und erklärte sie als eine Prophezeihung, daß er nach zwanzig Jahren seine verdiente Strafe leiden werde. Darüber lachten die rohen Gesellen, und schläferten so nach und nach die Schlangen seines Gewissens ein. Doch, mit Abscheu gegen das Räuberleben erfüllt, entwich er bei der nächsten, günstigen Gelegenheit, ohne weiter einen Mord auf seiner Seele zu haben.

Er ging in seine Vaterstadt zurück, nährte sich ehrlich, nahm ein Weib und lebte viele Jahre als ein allgemein geschätzter und geliebter Bürger. Er war glücklicher, als er jemals zu werden gehofft hatte. Das Andenken an die Gemordete ward allmählich bei ihm zu einer flüchtigen

Erscheinung, die immer seltener nur auf Augenblicke seine Ruhe störte, und zuletzt sich ganz verlor.

Aber sie kam, durch einen an sich unbedeutenden Zufall herbeigeführt, unerwartet und schrecklich wieder.

Eines Tages hatte seine Frau zum Mittagsessen einen Kalbskopf bereitet. Die Schüssel stand auf dem Tisch, eh' er in die Stube trat. Als er dieses Gericht erblickte, fiel die Erinnerung an den Kopf des ermordeten Mädchens mit so zermalmender Kraft auf sein Herz, daß er mit Grausen zurücksprang und ohnmächtig niederstürzte. Sonderbarer Weise war es gerade der Tag, an dem er vor zwanzig Jahren gemordet hatte.

Mit Mühe wieder zur Besinnung gebracht, gestand er seinem Weibe das bisher verschwiegene Verbrechen, und eröffnete zugleich seinen Entschluß, sich selbst anzuklagen. Die bestürzte Frau that die möglichsten Gegenvorstellungen. Allein fruchtlos waren Bitten und Thränen. Er riß sich los und stellte sich vor Gericht. Mehrere seiner ehemaligen Miträuber, deren Aufenthalt er angab, wurden eingezogen. Sie bestätigten seine Aussage. Er endete, mit der Todesstrafe verschont, sein Leben im Zuchthause.